

Die Sprache Johann Peter Hebels in den "Erzählungen des Rheinländischen Hausfreunds"

Autor(en): **Stickelberger, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **14 (1918)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Sprache Johann Peter Hebels in den „Erzählungen des Rheinländischen Hausfreunds“.

Von Dr. Heinrich Stickerberger.

Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins, am 13. Weinmonat in Basel.

Z'Basel an mi'm Rhi,
jo dört möchti sy!

singt Hebel in der „Erinnerung an Basel“. Vor der Peterskirche, in der er getauft wurde, steht sein Denkmal, das Werk des Bildhauers Max Leu. Das Geburtshaus, das nun verschwunden ist, gab der Hebelstraße (früher Neue Vorstadt) den Namen. Jedes Jahr strömte, wenigstens vor dem Kriege, eine auserwählte Gemeinde von Basel nach Hausen zum „Hebelmähli“; denn nirgends wird der gemütliche Wiesenthaler mehr verehrt als in seiner Geburtsstadt; nicht nur verehrt, sondern auch nachgeahmt, denken wir nur an Philipp Hindermann, an Jonas Breitenstein. In Basel schrieb Friedrich Becker „J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage“ 1860, und auf Neujahr 1918 erschien als Heft 3 unserer „Volksbücher“ „Johann Peter Hebel“ von Fritz Liebrich.

Kein Wunder darum, wenn der Deutschschweizerische Sprachverein den alemannischen Dichter zum Gegenstand eines Vortrags gewählt hat, aber, seinem eigentlichen Zwecke getreu, nicht vom literarischen, sondern vom sprachlichen Standpunkte aus. Johann Peter Hebels Sprache in den „Erzählungen des Rheinländischen Hausfreunds“ soll heute beleuchtet werden. Diese ist so durchtränkt von der Mundart, daß wir den Verfasser der alemannischen Gedichte überall heraushören. Und nicht minder lebenswürdig und volkstümlich denn als Dichter ist Hebel als Kalendermann, ja man kann ihn als Klassiker der Volkserzählung bezeichnen wie als vorbildlichen Mundartdichter. Die heutzutage so vielgeschmähten Lesebücher weihen schon die Kinder in Hebels eigenartige Sprechweise ein.

Sammlungen von Hebels Erzählungen gaben der „Verein für Verbreitung guter Schriften“ von Basel und Bern, die „Quellen“ von H. Wolgast, die „Rütli-Bücher“ u. a.

Ist Hebel hier ursprünglich, oder hat er Vorbilder gehabt? Wenn ja, dann jedenfalls nur mittelbar. D. v. Greyerz betrachtet laut brieflicher Mitteilung den „Wandsbecker Boten“ als Vorläufer des „Rheinländischen Hausfreunds“. Ich habe Matthias Claudius' sämtliche Werke durchgegangen und allerdings gewisse Berührungspunkte gefunden: Humor, anschauliche Bildlichkeit, gemeinverständliche Redeweise, abgesehen von der Gesinnung, z. B. der religiösen Grundstimmung, im Familiensinn. Im einzelnen habe ich außer der Wendung „Der geneigte Leser“ nichts entdeckt, was auf einen unmittelbaren Einfluß von M. Claudius auf Hebel schließen ließe, wie ich auch nirgends in seinen Schriften und Briefen einen Hinweis auf den Wandsbecker gefunden habe. Daß er ihn aber kannte, ist wohl anzunehmen, um so mehr als der Göttinger Hainbund auf ihn einwirkte. Nicht umsonst sind mehrere der besten alemannischen Gedichte, wie „Die Wiese“, „Das Habermus“ in Hexametern geschrieben; die plattdeutschen Idyllen von Joh. Heinrich Voß bestimmten zum Teil die Form.

Behaghel äußert sich in der Einleitung zu Hebels Werken in Kürschners „Deutscher National-Literatur“ (S. XXXII): „Man hat Hebel als Humoristen und als Volksschriftsteller mit Matthias Claudius zusammengestellt. Aber der Vergleich kann nur zum Nachteile von Claudius ausfallen. Dieser stand nicht so ganz auf dem Grunde des Volkes wie unser Hebel; seine Volkstümlichkeit ist gar oft eine gemachte; man wird nicht warm bei seiner Rede. Dazu ist bei Alsmus die moralisierende, die religiöse Tendenz gar zu vordringlich.“

Was ist unter Sprache hier zu verstehen? Sie ist im weitesten Sinne als Darstellungsmittel zu fassen, nicht nur in bezug auf die äußere grammatische Form, sondern auch hinsichtlich der Satzbildung, des Stils, des Wortschatzes, insofern eben der Zusammenhang mit der gesprochenen Rede nachgewiesen werden soll. Denn ähnlich wie bei Jeremias Gotthelf ist bei Hebel die Mundart die eigentliche Muttersprache, und so bricht diese immer durch, wo er frisch von der Leber weg schreibt, z. B. in den Briefen.

Sehr richtig sagt Behaghel (S. XXIX seiner Einleitung): „Hebel erzählt, wie der gemeine Mann selbst erzählt, . . . Der Bauer ver-

langt nicht, daß der Lehrer oder Pfarrer seinen Dialekt spreche. So hat auch Hebel hochdeutsch geschrieben. . . . Dagegen verlangt der Bauer das, daß man die Worte, den Satzbau so füge, wie er es gewohnt ist zu tun und täglich von seinesgleichen zu hören.“

Man könnte also sagen: Hebels Sprache ist mundartlich gedachtes Hochdeutsch.

Besteht ein Zusammenhang zwischen den „Erzählungen des Rheinländischen Hausfreunds“ und den „Biblischen Geschichten, für die Jugend bearbeitet von J. B. Hebel“ (Stuttgart und Tübingen 1824)? Behaghel sagt über diese erst am Lebensende geschriebene Darstellung (S. XXXV): „Eine Fülle von lieblichen, anschaulichen Bildern gewähren die biblischen Geschichten; gar oft ist es geradezu die Art des Hausfreunds, die hier waltet.“ Diese Art bezieht sich aber mehr auf die anschauliche Ausschmückung und die volkstümliche Darstellung als auf den sprachlichen Ausdruck, nur daß sich öfters die freiere Wortstellung des Lutherschen Stils geltend macht, wie wir sie noch häufiger im Hausfreund finden in Uebereinstimmung mit der freieren mundartlichen Fügung.

Welches ist nun der Stoff meines Vortrags? Die Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes von 1803 bis 1819. Hebel übernahm auf Veranlassung des Konsistoriums die Schriftleitung des „Badischen Landkalenders“, in den er schon seit 1803 Beiträge geliefert hatte, bis 1815, dann teilweise bis 1819. Die erste Abteilung reicht von 1803 bis 1813, die zweite von 1813 bis 1819. Hebel selbst veranstaltete schon 1811 eine Ausgabe der meisten bis dahin geschriebenen Stücke unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds“, 2. Aufl. 1818. Diese Sammlung gab D. Behaghel als 142. Band der Kürschnerschen National-Literatur heraus, aber vermehrt um die andern Erzählungen des Hausfreunds. Weil Hebel selbst, ähnlich wie Gotthelf in den spätern Ausgaben, Aenderungen vornahm, so lege ich die ursprüngliche Form zu Grunde, die gerade vom sprachlichen Standpunkte aufschlußreicher ist. Eine bezeichnende Aenderung führt Behaghel in der Einleitung S. XXVI an. Wenn der Barbierjunge von Segringen „ein Gütterlein verheite“, so zerbrach er im Schatzkästlein ein Arzneiglas.

Ich stütze mich auf die kleine Karlsruher Ausgabe (Chr. Fr. Müllersche Hofbuchhandlung 1843), welche die Erzählungen des Rheinländischen Hausfreunds im 3. und 4. Band enthält in der Reihenfolge, wie sie im Kalender erschienen.

„Erzählungen“ ist nicht wörtlich zu verstehen; es sind vielmehr auch die belehrenden Aufsätze inbegriffen, z. B. die naturwissenschaftlichen, wie „Die Spinnen“, „Der Maulwurf“, „Belehrung über das Wetterglas“, „Nützliche Lehren“, „Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude“, die „Weltbegebenheiten“. Ausgeschlossen wurden die nicht im Hausfreund erschienenen vermischten Aufsätze, die nur teilweise im Volkston gehalten sind, z. B. „Vom Tabakrauchen“, „Der Ackerbau, eine vorzügliche Schule der Religiosität“.

Das Verhältnis zu den Quellen berührt uns hier nur insofern, als Hebel sich von diesen ganz unabhängig macht. Eine unbedeutende Anekdote wird unter seinen Händen zum Kunstwerk; auf das Wie, nicht auf das Was kommt es in der Darstellung an.

Hebels Abweichungen von der schulgerechten Schriftsprache erstrecken sich zunächst auf die **Lautlehre**, vorerst auf dem Gebiet der Mitlauter. Die Westalemannen, nämlich die Solothurner, Basler, Elsässer und Wiesenthaler, lieben den weichen Anlaut, und so schreibt denn auch Hebel von roter, blauer, grüner Dinte, der Star von Segringen ruft: Dolpatsch! Selbst Eigennamen werden so behandelt: Dotnau, Duttlingen. Die zwei verfeindeten Bürgermänner dupften fleißig mit dem „Friedensrichter“ an. Dem entsprechend bringt der Maikäfer des Gufuks Dank.

Umgekehrt zeigt t für d im Inlaut, ebenfalls der Mundart gemäß, „Der gedultige Mann“; daneben heißt es aber „Gute Geduld“. Halte steht für Halde.

ƒ steht für ch in der „merkwürdigen Gespenstergeschichte“: im Storken zu Basel“, ganz wie man hier spricht; indes hat nur das „Schatzkästlein“ diese Lesart.

ƒ steht mehrmals in der ursprünglichen Ausgabe für g in **Arenz**ach (wie in dem Gedichte „Die Wiese“ B. 253 **Ch**renzech. Die jetzt übliche Wortform **G**renzach ist wohl durch den Gedanken an die nahe Schweizergrenze bestimmt worden). Umgekehrt heißt es **G**rümmlein für **R**rume in der „Belehrung über das Wetterglas“.

Bei den Selbstlautern zeigt Annäherung an die Mundart **T**obak (Die Erde und die Sonne), wie das Gedicht „Der Karfunkel“ mit den Worten beginnt: „Wo der Uetti si **T**ubak schnäglet“. Daneben heißt es **T**abak in der „Belehrung über das Wetterglas“.

Nach Maßgabe der alemannischen Mundart wird der Umlaut behandelt, der je nachdem steht oder fehlt.

Der Jakob dämpft (d. h. raucht) gewaltig, der Rühhirt hürnte, zwei Metzger gehen miteinander aufs Gäu. Nicht alemannisch, ja streng genommen auch schriftdeutsch unrichtig ist: Der Knecht blieb an der Kolonne hängen.

Häufiger ist das Fehlen des Umlauts. Da haben wir vor allem die Formen: er fährt (neben fährt), fangt, haltet (neben hält), ladet, geratet, verratet, stoßt, lauft, wascht (wiewohl die Mundart bei diesem Wort in allen Formen den Umlaut hat).

Die Braut des Bergmanns zu Falun saumte ein schwarzes Halstuch. In der merkwürdigen Gespenstergeschichte lagen zwei Tische gehaut voll Köflein-Taler. Die Obstfrau von Brienne wird Fraulein genannt (alemannisch Fraueli).

Bei der **Formenlehre** und zwar bei der Biegung der Hauptwörter ist zunächst das Geschlecht ins Auge zu fassen. Auch hier richtet sich Hebel nach dem heimischen Sprachgebrauch; männlich sind: der Zeug, der Zehen, der Brosamen (wohl in Gedanken an Samen). Der Vater hätte „den besten Lust, er gäbe dem Büblein eine Ohrfeige“ (so wenigstens im Schatzkästlein bei Behaghel Nr. 260). Auch der Visitator „hätte den besten Lust“, den Bauer zu strafen. Weiblich: unter die Spiegelrahme, eine Gurt voll Gold, in der Schwanen. Sächlich: „Der Bediente sprang ins Ort“; „um das andere Eck herum“.

In der **Deklination** der Hauptwörter ist ebenfalls der Einfluß der Mundart zu verspüren. Starke werden schwach abgewandelt und schwache stark: die Hahnen, die Storken, die Halmen, der Himmel voll Sternen, die Stieren. In der Einzahl: des Dieben Antwort. Bei „Schneeballen“ ist auch das Geschlecht geändert; denn die Einzahl müßte „die Schneeballe“ heißen.

Umgekehrt: beim Herr Vater, seinem Monarch, des Adjunkts Standrede, den Schütz, den Mohr, also ganz wie im Schweizerdeutschen.

Was das **Fürwort** betrifft, so braucht der Hausfreund unbedenklich die im Alemannischen so beliebten Ausdrücke ob sich und unter sich als Umstandsbestimmungen: Von dem Augenblicke an geht das Quecksilber nimmer ob sich und nimmer unter sich.

Beim **Zeitwort** finden wir ebenfalls Verwechslungen von starker und schwacher Biegung, z. B.: Das Licht löschte aus, ganz entsprechend dem mundartlichen „'s Liecht isch usglöscht“. Wenn aber in der „guten Antwort“ der Schnurrbart auf beiden Seiten

herunter h ä n g t e , so ist das willkürlich; in den „drei Wünschen“ heißt es denn auch richtig: Die Wurst „h i n g zu beiden Seiten hinab wie ein Husarenschnurrbart“. Stark statt schwach: „Einer in einem a b g e s c h a b e n e n Röcklein“ (Hülfe in der Not). Ganz dem Baseldeutschen entspricht: „Laß mir das Haus u n a n g e z u n d e n !“ wofür das „Schackkästlein“ u n a n g e z ü n d e t setzt (Behaghel Nr. 89).

Mundartlich ist die Beibehaltung des e im starken Zeitwort: kündigt, unbeschädigt, altertümlich die Vergangenheit beschauete, haufeten, toseten.

Mundartlich und altertümlich ist die Auslassung der Vorsilbe ge- im Mittelwort der Vergangenheit, besonders von w e r d e n , dann auch von k o m m e n , b l e i b e n : „Manches ist wohl geraten und besser worden“. Zwei Metzger „sind nimmer zusammen kommen“. Die Krücke des Zundelheiners „ist in den Nesten hängen geblieben“. Auch Goethe verwendet übrigens die Formen gangen, kommen, geblieben.

In der **Satzlehre** fällt die volkstümliche Umschreibung mit dem zueignenden Fürwort und dem Genitiv oder Dativ des Hauptworts auf: „Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch schon von der Spule abgelaufen war“. „Wiewohl es sind dem zahlreichen geneigten Leser seine wahren Stammväter und Altvordern“.

Erfreulicherweise wandelt Hebel den Namen seines Kalenders ab: Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes, nicht: des rheinländischen Hausfreund. Also kein papierenes Deutsch!

Bei der **R e d e w e i s e** ist bezeichnend die Verwendung der direkten Rede auch im Nebensatz, z. B. „Der Heiner dachte, er wird schon kommen“. Die Unmittelbarkeit des Hebelschen Stils zeigt sich aber ganz besonders darin, daß er in einem Nebensatz von der direkten zur indirekten Rede übergeht: „Der Wirt sagte, er soll (statt solle) jetzt gleich seine Zeche bezahlen, oder ich lasse Euch durch die Knechte bis in die Vorstadt hinaus prügeln.“ Ähnliches haben wir schon im Hildebrandslied B. 8—11: Zu fragen begann er mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre der Helden im Volke: „Oder welcher Herkunft bist du?“

In der **W o r t s t e l l u n g** finden wir oft die schon althochdeutsche Eigenheit, die sich auch bei Luther erhalten hat: die Voranstellung des Zeitworts ohne vorausgehendes es, z. B. „spricht Jesus zu ihm“ (Joh. 21, 15—17), ferner im Volkslied: „Sah ein Knab’

ein Röslein stehn“, „Kommt ein Vogel geflogen“. So bei Hebel: „Reitet einmal ein Mann an einem Wirtshaus vorbei.“ „Kommt ein vierter Wandersmann und sagt“ usw. „Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen.“

Echt volkstümlich ist das Nachschleppen von Satzgliedern, also ganz wie in der gesprochenen Rede, nicht nach grammatischen Regeln, z. B. „Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld“. „Er wird schon kommen an den bestimmten Platz im Walde.“ „Ein teurer Kopf und ein wohlfeiler.“ „Und hat nur noch zwei Stunden oder drei.“

Aber auch sonst ist die Wortstellung sehr frei, z. B. „In Wien der Kaiser Josef war ein weiser und wohlthätiger Monarch“. „Da nahm den Visitator der Bauersmann auf die Seite.“

Bei der Satzverbindung ist für Hebels sozusagen mündlichen Stil äußerst bezeichnend die Sorglosigkeit, mit der beigeordnete Sätze aneinandergereiht werden. Dies zeigt sich in der falschen Zusammenziehung, indem stillschweigend ein Wort des vorausgehenden Satzes als Subjekt angenommen wird, ähnlich wie vereinzelt bei Schiller: Da ist der Kahn, der mich hinübertrüge, und muß hier liegen, hilflos, und verzagen! Bei Hebel: „Da war dem guten Mann doch nicht wohl zu Mute . . . und wäre gern wieder zurückgegangen.“ Nicht ohne eine gewisse Komik sind Sätze wie: „. . . . versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Kniee.“ (Hebel setzt oft das Eigenschaftswort in die starke Form, wo wir die schwache anwenden.)

Nicht mit der falschen Zusammenziehung zu verwechseln ist die bei alten Chronisten und im Kaufmannsstil so beliebte Inversion (Umstellung) nach u n d : „Aber der eine von ihnen hatte bösen Leumund, und sah ihn und den Itis niemand gern auf seinem Hof.“

Die Gedankenverbindung mit u n d ist manchmal eine sehr lockere; vereinzelt steht es für d e n n : „So bekümmerte sich der Sohn weniger um das Zahlen, als um das Trinken, und war ein Student.“

Ganz wie in der Mundart wird ein untergeordneter Gedanke in Form eines Hauptsatzes angereiht: „Wolltet Ihr nicht so gut sein und sie (die Krücke) mit der Peitsche herabzwicken?“ fragt der Zundelheiner den Brussenheimer Müller. Hebel liebt also den beiordnenden Stil. Auch das Volkslied hat ein u n d in Fällen, wo

wir es kaum verstehen, z. B. „Soldatenleben und das heißt lustig sein.“

Wie das Bindewort *und*, so ist uns auch *den* manchmal schwer verständlich; wir müssen etwas ergänzen, z. B. „Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirtshaus zu Segringen ein Fremder von der Armee an.“ Ergänze: Denn beinahe ging es einem schlecht, der . . . ankam.

In noch erhöhtem Maß wird *also* ungewöhnlich gebraucht, nämlich nicht in folgerndem, sondern mehr in zeitlichem Sinn, z. B. Nach drei Worten aber sagte er: Ohne das Mägdlein weiß ich nicht, wie ich leben soll. Also folgte der Verspruch. Manchmal drückt *also* wie das mittelhochdeutsche *so* geradezu einen Gegensatz aus. Nachdem einer dem andern eine Ohrfeige gegeben hat, heißt es: „Also gab dieser dem andern zwei.“

Die gegensätzliche Verbindung verstößt manchmal gegen den Grundsatz, daß *sondern* eine Verneinung voraussetzt, z. B. „Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt.“ Hebel hat im Kopf: Da ist ihm die Rache nicht groß und bedeutend genug.

Beim Satzgefüge finden wir einige eigentümliche Füge-
wörter.

Wie im Mittelhochdeutschen das verallgemeinernde *swër*, so steht bei Hebel *wer* im Sinne von *wenn einer*, z. B. „Seinetwegen durfte ihm jedermann zuschauen, wer's noch nicht gesehen hat.“ Hier könnte man etwa statt *wer der* setzen, aber nicht in einem Satze wie dem folgenden: „Wer auf einer Anhöhe stand, so weit das Auge reichte, war nichts zu sehen als Himmel und Moskau.“

Bisweilen wird zu einem Objekt noch ein Objektsatz hinzugefügt, z. B. „Man sieht zuerst die Ware an, was da ist.“ Oder es wird ein Wort aus dem Nebensatz in den Hauptsatz gezogen: „Erstlich, so kann man aus dem Mehlkorn Zucker gewinnen, und hat ihn nicht mehr nötig, dem Engländer abzukaufen (d. h. man hat nicht nötig, ihn dem Engländer abzukaufen). Vereinzelt wird ein Objektsatz von einem zielloßen (intransitiven) Zeitwort abhängig gemacht „Also gehorchte er seinem Kommandanten, was er sagte und befahl.“

Den *Relativsatz* knüpft Hebel zunächst mit den gewöhnlichen Fürwörtern *der*, *welcher*, *was*, ersteres ausnahmsweise verstärkt mit *da an*, z. B. „also, daß das Quecksilber seiner eigenen

Natur folgen muß, die da ist, daß es . . .“ Welcher und was werden in ihrer Bedeutung nicht streng geschieden, so daß leicht ein Mißverständnis stattfinden könnte, z. B. der Leibhusar „stäubte mit dem Schnupftuch den Puder vom Kleid, welches unschicklich war“.

Nach Luthers Art steht der auch für derjenige, welcher: „Der es tut, weiß es nicht.“

Hebel leitet den Nebensatz aber auch in altertümlicher Weise mit so oder, wie die alemannische Mundart, mit wo ein: „Berwichenen Herbst fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, so ein schöner braver Ort ist.“ „Der wo mit ihr redet, ist ihr Mann.“ Wo wird mit einem Umstandswort verbunden: „von dem Laufemer hinter der Brotbahre, wo die Katz drauf sitzt.“

Bereinzelt wird der Relativsatz ohne Fügewort in Form eines Hauptsatzes angehängt, also so recht ein Beispiel des beiordnenden Stils wie in dem Volkslied: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod.“ Bei Hebel: „In Frankreich ist ein Departement, heißt Goldhügel.“

Von Adverbialsätzen seien Vergleichungssätze mit als statt wie erwähnt: Der Schneider in Pensa „erleichterte ihnen ihr Elend, als nach Kräften er konnte.“

Bedingungssätze werden bisweilen altertümlich mit so, Einräumungssätze mit so doch eingeleitet: „So sie sich auf der Straße begegneten, redeten sie miteinander.“ „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schäbigen Löwentaler, so du doch mehr Silber und Gold hast, als hundert Maulesel schleppen können?“

Für weil steht manchmal das altertümliche maßen: „Der Hausfreund verlangt nicht, daß ihm der geneigte Leser diese seltsame Geschichte auf sein Wort glauben soll, maßen er selber nicht dabei gewesen ist.“

Oft werden Nebensätze mit dem Hauptsatz nur ganz lose verknüpft, so daß man einen andern Nebensatz oder doch ein Wort ergänzen muß: „Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen (ergänze: mit der Ausrede), es gehe bekanntlich im Kriege nicht alles wie es solle.“ „Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte (ergänze: und fragte), wer er sei.“ „Und als er in die Tasche griff (ergänze: um nachzusehen), ob er ein Pfeiflein Tabak rauchen könne.“ Bisweilen steht ein sogenannter unechter Nebensatz in indirekter Rede anstatt eines verkürzten Nebensatzes: Der Vater „hätte den besten Lust, er gäbe dem Büblein eine Ohrfeige“ (statt: dem Büblein eine Ohrfeige zu geben). Wieder ein Beispiel des beiordnenden Stils.

Scheinbar unlogisch ist der Satz: „Joseph, wenn Ihr ihn kennt.“ Der Bedingungsatz hängt nicht von dem Hauptsatz ab, sondern von einem zu ergänzenden: Ich will ihn nennen. Oder man könnte den Bedingungsatz in einen Fragesatz verwandeln: Kennt Ihr ihn?

In der Wortstellung bindet sich Hebel nicht an die Regel, daß im Nebensatz das gebogene Zeitwort am Ende stehen müsse. Besonders bei zwei Hilfszeitwörtern liebt er Boranstellung des sogenannten „Verbum finitum“, wie W. Wackernagel und nach ihm die meisten Basler Schriftsteller es taten. Hebel bietet folgende Beispiele: „bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben“. „Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht.“ „Wie eine greuliche Geschichte . . . ist an das Tageslicht gebracht worden.“ Aehnlich im Hauptsatz: „Der hat's lassen drauf ankommen.“

Aber auch, wenn nur ein Hilfszeitwort da ist, steht das gebogene Verb oft nicht am Ende: „so doch dein Herr und sein Gesell sind fortgesprungen.“ „Denn als er ihm das hänfene Halsband hatte angelegt.“

Eine besondere Eigentümlichkeit ist es, daß, wenn der erste Nebensatz die regelrechte Stellung hat, der zweite wie ein Hauptsatz behandelt wird, ähnlich wie in Schillers Taucher: „Und wie er tritt an des Felsen Hang und blickt in den Schlund hinab.“ Bei Hebel: „Währenddem hier der Offizier seine Zechen bezahlte, und der Wirt schaute ihm auf den Rock, dachte er“ usw. Geradezu irreführend ist der Satz: „. . . . Ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brot, als wenn er ein Apotheker wär, und wollte Pillen machen.“

Im Periodenbau fällt zuweilen der gänzliche Mangel von Subjekt und Prädikat auf. Der merkwürdige Fall tritt besonders deutlich im Anfang der „langen Kriegsfuhr“ zutage: „Im dreißigjährigen Krieg, der Schwed zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis, und in dem Dorf durchs Wirtshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirts mit seinem Wagen und vier Pferden an der Kolonne hängen.“ Man könnte gut nachhelfen und die vielen Schaltsätze mit Umstellung in Hauptsätze verwandeln: Im dreißigjährigen Krieg zog der Schwed durchs Land.

Dem entsprechend fehlt, worauf auch Behaghel hinweist, mitunter der Hauptsatz: „Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maß Ungarwein zum Zuspitzen, ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brot . . . , ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel oder mit dem silbernen

Löffel. Da sah der Offizier von ungefähr zu.“ Wenn man vor dem letzten Satz ein Komma oder ein Semikolon setzte, so könnte man ihn als Nachsatz betrachten; die Karlsruher Ausgaben haben hier in der Tat einen Strichpunkt, aber das Schatzkästlein einen Punkt.

Hebel fängt also einen Satz an, versäumt aber unter Umständen, ihn regelrecht zu beenden. So erklären sich die ziemlich häufigen Beispiele der *Anacoluthie* (Mangel an Folgerichtigkeit).

In der „Belehrung über das Wetterglas“, einem Muster volkstümlicher Darstellung, läßt Hebel sich besonders gehen: „Dies wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Quecksilber durch den leeren Raum hinauf.“ (Wovon hängt der Nebensatz ab, vom ersten oder vom letzten Hauptsatz?). „Daß aber die Luft allein es ist, welche imstande ist, mit wunderbarer Gewalt das Quecksilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinaufzutreiben und in dieser Röhre schwebend zu erhalten, ist der Beweis, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht und die Luft jetzt auch dort hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Quecksilber in der Röhre auf einmal so tief herab“ usw.

Im Nachsatz fehlt oft die Inversion, also die Voranstellung des Zeitworts vor dem Subjekt, so daß der Hauptsatz nicht ohne weiteres ersichtlich ist, ja daß unter Umständen ein Mißverständnis eintreten könnte: „Kam eine Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliierten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte.“ Ein Mißverständnis kann eintreten, wenn der Nachsatz nicht mit dem Subjekt, sondern mit einer Umstandsbestimmung beginnt, die man allenfalls auf den Bordersatz beziehen könnte: „Und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen.“

Eine ebenso gemüthliche als wirkungsvolle Fügung ist die, daß auf den Bordersatz direkte Rede folgt: „Als er aber in dem offenen Fahrzeuge saß, „wenn ich daran gedacht hätte“, sagte der Schiffsmann, „so hätt' ich ein Spanntuch mitgenommen.“ Hieran sei noch eine echt volkstümliche Wendung geknüpft, die Wiederholung der Anführung mit der s. g. Inversion: „Der Doktor sagte zu ihr: „Frau“, sagte er, „Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen.“

Wenn wir zum **Stil** übergehen, so soll vorerst der **W o r t = s c h a t z** geprüft werden.

Mundartliche Einflüsse aller Art sind an ihrem Orte besprochen worden. Hier sei nur von mundartlichen **W ö r t e r n** die Rede. Aus dem reichen Vorrat greife ich nur wenige heraus.

Für Leitersprosse verwendet Hebel das im Berndeutschen noch gebräuchliche „**der S e i g e l**“. Er spricht von **m ö s c h e n e n** (mes-singenen) Knöpfen, **H a n d z w e h l e n** (Handtüchern), **B ä r e n = d r e c k** (Süßholzsafft), **B r o t b a h r e** (Brotgestell im Keller). „Der Wein lag ihm nicht **ü b e r z w e r c h** im Faß.“ Als ein Engländer auf einen Gaskonier 100 Louisd'or setzt, daß er über den Kanal schwimme, sagt der Franzose: „**Mir an!**“ Die Windmühlen werden **f l ä t i g** (geschwind) vom Winde umgetrieben. (Auch Pauls Wörterbuch kann diese Bedeutung nicht zu **u n f l ä t i g** reimen.)

Merkwürdig erklärt Hebel in der „Reise nach Paris. Zweite Station“ das Wort **w a g**. „Das Unglück beugt ihn nicht, es macht ihn **w a g**.“ Er leitet es, natürlich falsch, von **w i g i g** ab. Behaghel erläutert: zornig. Gewöhnlich braucht man das Wort im Sinne von **l ü s t e r n**. Sonderbar ist: „Unrecht Gut **f a s e l t** (gedeiht) nicht.“ „Wir hätten uns fast **r i n g e r** miteinander verglichen“, sagt der Sequaner zum Aeduer. Ganz an das Berndeutsche erinnert die Bedeutung des Wortes **b r a v**: brave Wirtshäuser, ein braves Wetterglas.

Besonders bezeichnend sind die Aenderungen, die Hebel im „Schatzkästlein“ selbst vorgenommen hat, weil es für einen größern Leserkreis bestimmt war. Für „vergälstert“ in der „merkwürdigen Geistergeschichte“ heißt es jetzt: „in Schrecken gesetzt“, für „Jetzt steht die Sache **l e g**“ in derselben Erzählung: „Jetzt steht die Sache **s c h l i m m**.“ In den „Drei Dieben“ wird „der **Lege**“ (d. h. der Landjäger) durch „den **Unrechte**“ ersetzt. Für „jener **h a u t r e i c h e** Amsterdamer“ hat das „Schatzkästlein“ den abgeschwächten Ausdruck „jener **r e i c h e** Amsterdamer“. Weigand erklärt mit Erwähnung dieser Stelle: „grundreich“, wie hautehrlich = grundehrlich. Die „Grundbirn“ wurden in „Kartoffeln“ verwandelt. „Ein Schiff, das mit allen **R o m m l i c h k e i t e n** versehen war,“ wird einfach zu einem Schiff. Die bezeichnendste Aenderung ist die schon in der Einleitung erwähnte. „Wenn er ein **G ü t t e r l e i n** verheite“ heißt jetzt: „Wenn er ein Arzneiglas zerbrach.“

Offenbar in Anlehnung an die Luthersche Bibelübersetzung, auf

die eine Masse von Wendungen anspielen, hat Hebels Stil oft etwas *Alttertümliches*: *erstlich*, *sonderlich*, *selbiger* sind nicht selten; *wann* steht zuweilen für *wenn*, *für* statt *vor*; daneben finden wir Kanzleiwörter wie *welchergestalt*, *welchermassen* — *solchermassen* in der „Belehrung über das Wetterglas“, wo sich der Verfasser wohl absichtlich ein altfränkisches Mäntelchen umhängt. Alttertümliche Wortformen verwendet Hebel auch in gewöhnlicher Rede, z. B.: „In Paris . . . schöpft man auch das Wasser ohmweise aus dem Strom, der hindurchfließt.“ Über Hebel braucht auch Wörter, die nur für uns alttertümlich sind, z. B. *Wein- und Fruchtschlag*, d. h. Wein- und Getreidepreis. In den „Folgen des Tilsiter Friedens“ sagt Hebel: „Wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er *Sabung* (*Salt*) hatte“ (mittelhochdeutsch *habunge*), ein Wort, das Hebel wohl aus der Mundart nimmt.

Die *Fremdwörter* nehmen bei Hebel einen breiten Raum ein, nicht nur solche aus der Schriftsprache, sondern auch aus der Umgangssprache und der Mundart. Es seien hier nur diese und die ungewöhnlichen hervorgehoben:

Hauptwörter: *Bollete* (*Billet*), *Faschinat* (wie in der „Wiese“, B. 179), *Guse*, *Gumbistäpfel* (wie im „Statthalter von Schopfheim“, B. 148 = in Sauerkraut gelegte Äpfel), *Malefikant*, *Rockolor* (*Reisemantel*), *Kempart* (*Wall*), *Visitator* (*Zollwächter*). „*Erküse*“ wird wie ein Hauptwort gebraucht: „Er bat ihn treuherzig um *Erküse*“.

Eigenschaftswörter: *apart*, *kapabel*, *honett*, *kommod*, *kontinuierlich*, *kurios*, *spendalisch* (*freigebig*).

Umstandswörter: Sehr beliebt ist „*item*“, teils im eigentlichen Sinn, teils allgemein für *nun*. Eine Häufung liegt vor in: „Dies ist ja *absolut* *just* nicht nötig.“ „*Expresß*“ hat die Bedeutung: *besonders*, *ausdrücklich*.

Zeitwörter: *attrappieren*, *fallieren* (*täuschen*), *permittieren*, *melieren*, *vigilieren*.

Die *Fremdwörter* werden in Aussprache und Schreibung oft der Mundart anbequemt: „Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und *salvanei* *Mausdreß* darunter.“ „Kommt mir der *Sapperment* *frangschemang* in den Stall“, wie Hebel auch *Güllotine* schreibt. In seine *Juden-Anekdoten* mischt der Gottesgelehrte gern hebräische Brocken: . . . „Was Ihr ihn (den Ring)

wohlfeiler bekommt, ist Euer Schmuhs“, sagt der Gevattersmann. Weigand erklärt: „Geld als Ueberredungslohn beim Handel.“ Aber auch in andern Erzählungen flücht Hebel hebräische Wörter ein: der Herr „ging still und b e t u c h e s (verschwiegen) wieder in sein Bett“. Hebel ahmt auch das Judentum nach: „A ß (= daß) ich gar ein armer Jüd bin.“

Ein Fremdwort ist schwer zu deuten: „Da draußen haltets ein o b s o n a t e r Gesell“ (auch im Elsaß gebraucht für wählerisch franz. opsomane, Feinschmecker).

Beachtenswert ist, daß Hebel im „Schackästlein“ p r o b i e r e n durch v e r s u c h e n ersetzt (siehe Behaghel S. XXVI). Auch sonst bemerken wir bei allem Sichgehenlassen in bezug auf die Fremdwörter dort auch wieder ein volkstümliches Streben nach Verdeutschung: „Kalbfleisch in einer sauren B r ü h e.“ „Die Oberfläche der Erde beträgt über neun Millionen ins Gevierte.“ Am Schlusse der „Betrachtung über das Wetterglas“ heißt es: „Wenn man dem Ding einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nötig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben P e r o m e t e r, sondern B a r o m e t e r.“ Namen treten mitunter in überraschend deutscher Form auf: W a s g a u, M ö m p e l g a r d; ja Hebel übersetzt selbst Ortsnamen: „In Frankreich ist ein Departement, heißt G o l d - h ü g e l.“ Auch an Personennamen wagt er sich in der „berühmten Schlacht der Markomannen“: Die Aeduer und Sequaner „riefen den König E h r e n v e s t zu Hilfe“ („Umdeutschung von Arrioristus“ erklärt Behaghel). Mitunter erläutert Hebel ein Fremdwort im Satze selbst: „eine P a s q u i l l e oder eine Schmachschrift.“ „Die Stadt B i e l g o r o d oder die weiße Stadt.“

Von höhern Ausdrucksmitteln sei die anschauliche B i l d l i c h - k e i t hervorgehoben. Hebel entnimmt seine Vergleichen dem Alltagsleben, manchmal auch dem Volksmunde, z. B. Sie hatte eine Zunge wie ein Schwert. Unmittelbar aus dem Leben gegriffen ist der humoristische Vergleich: „Daß sonst der Kalender des vorigen Jahres ausgesehen hat fast wie ein Laiblein Brot, das etwas zu früh aus dem Ofen kommt.“ Der Gegensatz zwischen den ungleichen Dingen wirkt komisch wie auch in dem Satze: „Der Deutsche kommt, wie das Quecksilber, überall durch, wenn er schon kein's ist.“

Oft ist die Vergleichung abgekürzt und nimmt die Form der M e t a p h e r an. Auch hier dieselbe Anschaulichkeit, zum Teil mit Schalkhaftigkeit gepaart: „Aber jetzt stand er vor einem bösen

Schlagbaum, über den er nicht springen konnte.“ „So sehr er die Spigbubenmilch an der Mutter Brust eingesogen hatte.“ Wie gemütvoll klingt: „Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich Euch nicht verschreiben können.“

Mit der Metapher ist die Personifikation verwandt, ebenfalls ein Hauptmittel der Dichter. Auch hier ist bei Hebel nichts Abgebrauchtes, sondern frische Sinnlichkeit: Daß sich in seiner Gegenwart die Armut und der Reichtum so geschwisterlich umarmen und zu einander sagen sollen d u. “ Hebel läßt leblose Dinge miteinander streiten: „Die Luft spricht: Gelt, du mußt droben bleiben? Das Quecksilber spricht: Gelt, du bringst mich nimmer höher?“ — Eine Art Galgenhumor im eigentlichen Sinn liegt in den Worten: „Und die Raben sagen jetzt: das Fleisch schmeckt gut.“

Wie der Volksmund von einem „Wenn i und Hätt i“ redet, so läßt Hebel den Kondukteur zu dem jungen Engländer sprechen: „Ihr vermaledeiter Ueberall und Nirgends!“ Der faule Mann in den nützlichen Lehren „blieb sein Lebenlang der arme Bruder W o - n i c h t s i s t.“

Einem solchen Schalk wie Hebel fehlt es gewiß nicht an I r o n i e ; es ist aber keine bittere, sondern eine heitere: „Allein in England ist das Hängen nicht so schimpflich, wie bei uns, sondern nur tödlich.“ Eine ironische Personifikation ist: „So etwas erfuhr unser Meister Spigbub.“ Ernster ist schon, was er über Cooks Reisen sagt: „Aber das drittemal haben ihn die Wilden auf der Insel Owei ein wenig totgeschlagen und gegessen.“ Eine auch in Basel gebräuchliche Redensart wendet Hebel im „Brand von Moskau“ an: „Aber der Letzte hat noch nicht geschossen.“ In der „Reise nach Paris. Zweite Station“ heißt es dann: „Damals hatte auf dem Pariser Weg der Letzte geschossen.“

Sich selbst verschont Hebel nicht; besonders gern stellt er sich als allwissend dar: „Der Hausfreund hat viel Bücher. Er weiß alles.“ „Bekanntlich kann der Hausfreund russisch.“

Mit der Ironie ist der E u p h e m i s m u s , die Beschönigung, verwandt. Der Verfasser der Spigbubengeschichten ist unerschöpflich an drolligen Wendungen, besonders für Strafen, z. B. anstreichen mit dem hagebuchenen Pinsel, jemandem eine Handvoll ungebrannter Asche nachschicken, einem das hänsfene Halsband anlegen. „Der Zundelheiner und der Zundelfrieder trieben von Ju-

gend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter kopuliert war.“

So umschreibt Hebel auch Verbrechen, z. B. „auf einer ungewaschenen Bank finden“, oder er gibt dem Schrecklichen eine humoristische Wendung: „Die großen messingenen Orgelpfeifen brummen.“

Als *Litotes* (Schlichtheit) kann man wohl den mundartlichen Gang zur Verkleinerung betrachten, der auch bei Hebel ihren Ausdruck findet. Die vielen *Lein* sind bezeichnend: ein Laiblein Brot, ein Pfündlein Fleisch; ein Schöppllein trinken, ein Pfeiflein Tabak rauchen. Besonders die beiden letzten zeigen so recht die gemütlige Stimmung, aus der diese Kalendergeschichten herausgewachsen sind.

Die Lebendigkeit des Hebelschen Stils wird dadurch erhöht, daß er sich immer die Hörer vorstellt; daher auch die häufig wiederkehrende Wendung „der geneigte Leser“, die sich schon im „Wandsbecker Boten“ findet. Wird jener unmittelbar angeredet, so haben wir die Redefigur der *Apoptrophe* (Anrufung), z. B.: „Lieber Leser, denke nicht, der hat's lassen drauf ankommen.“ „Halt, guter Freund, der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle.“ Zuweilen unterbricht Hebel die Rede durch Zwischenbemerkungen, wie wenn er mündlich erzählte: „Nun könnt ihr euch vorstellen, was geschah.“

Eine ähnliche Wirkung wie die Anrufung hat die *Frage*. Hier sehen wir gleichsam den Lehrer in der Klasse. „Wer weiß, wo Saratow liegt?“ beginnt die Erzählung „Die lachenden Jungfrauen“. Schulmäßig ist auch die Zwischenfrage „Warum?“ Antwort: „Weil die Luft nimmer auf das Quecksilber wirken kann.“

Ein ganzes Frage- und Antwortspiel entspinnt sich in der Erzählung „Das letzte Wort“. Er „lief fort . . . und wohin? Ins Wirtshaus. Und was im Wirtshaus? Zuerst trinken, darnach spielen.“

Hebel hat also einen dialogischen Stil. Das zeigt sich auch sonst in häufigen Unterbrechungen, welche die Aufmerksamkeit des Lesers immer wach erhalten. Z. B. läßt er in „Andreas Herzeg“ den Leser Vermutungen äußern, die er dann aber verwirft mit den Worten: „Nichts nuß.“ Im „einträglichen Rätselhandel“ fällt er sich selbst in die Rede: „Und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen. Wieviel Gulden und Kreuzer hat der Jud aus dem Schiff getragen?“

Bedeutungsvoll wendet Hebel die Häufung und das Fehlen

des Bindeworts und an, was man mit Polysyndeton und Assyndeton bezeichnet. In den „Drei Wünschen“ haben die habfüchtigen Eheleute Verlangen nach des Meyers Haus und Hof und Vieh. Eine ganze Kette von Ereignissen zählt das „Unverhoffte Wiedersehen“ auf, um die Länge der Zeit, in welcher der Bergmann verschüttet war, anzudeuten, und alle Ereignisse werden durch und verbunden. Wie unheimlich und abgerissen dagegen klingt der Anfang einer andern Erzählung: „Zwei Metzger kommen in ein Dorf, teilen sich, einer links an der Schwanen vorbei, einer rechts, sagen, in der Schwanen kommen wir wieder zusammen. Sind nimmer zusammenkommen.“

Ähnlich wie mit dem Polysyndeton ist es mit der Figur der Wiederholung; Gleichartiges wird auch durch die Form hervorgehoben: „Europa ist im Kriege begriffen. Nur Oesterreich nicht, die Schweiz nicht, Dänemark und Portugal nicht, der Papst nicht. Die andern alle.“ Anderwärts beginnt der folgende Satz wirkungsvoll, wie der vorige geendet hat: „Jetzt meint sie, sei alles geschweigt, und denkt nicht an den Hund des ermordeten Metzgers. Der Hund des ermordeten Metzgers scharrt an der Haustüre.“

Der Verfasser wiederholt zuweilen den ganzen Satz bis auf ein Wort. Wie wird das Selbstgefühl des Brassenheimers verspottet mit seinen Worten: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“

Eine Wiederholung enthält oft auch die Antithese. Von den Pflanzen sagt Hebel: „Manche davon sind unentbehrlich und wir wissen's wohl, manche schaffen uns großen Nutzen und wir wissen's nicht.“ „Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte nichts“, sagt der Verfasser in der „guten Mutter“. Im „klugen Richter, im wohlbezahlten Gespenst“ u. a. werden die beiden Glieder durch Erzählung getrennt.

Eine witzige Kreuzung von Subjekt und Objekt enthält der Satz: „und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel.“

Wiederholung, Antithese und Steigerung vereinigen sich in dem Satze: „aber die Frau, die im Hause ziemlich der Meister war und in der Küche ganz.“ Wenigstens Gegensatz und Steigerung enthält der folgende: „Er legte den Löffel weg und blieb sitzen — er stand auf und blieb stehen.“

Mit der Steigerung ist oft eine U e b e r t r e i b u n g verbunden. Hans und Liese „wünschten hunderttausend Millionen baierische Taler kurzweg.“ Der arme Türke klagt dem klugen Sultan, ihm werde vor Hunger nächstens der Mund ganz zuwachsen. Der eine Postillon fragt den andern fuhrmannsmäßig verb: „Willst du meinen Herrn in Ruhe lassen oder soll ich den deinigen zu einem Lungenmus zusammenhauen?“

In ernstem und heiterem Sinn wird das Wortspiel verwendet, und zwar sowohl das dem Klang als dem Sinn nach. Ein Klangwortspiel ist die Deutung eines Namens im „Unglück der Stadt Leiden“, wohl auch der Insel D w e i, wo Cook erschlagen wurde. An das Mißverständnis eines Fremdworts knüpft sich die Redefigur, indem ein Franzose der deutschen Schildwache zuruft: „Filou! Filou!“ und diese, ein ehrlicher Schwabe, versteht: „Wie viel Uhr?“

Ein Wortspiel dem Sinne nach ist: „Das Kädern ist ein biegsamer Tod, und das Henken, wenn besonders der Wind geht, ein beweglicher.“ Mit Steigerung: „Die Pferde hätten auch gern ins Gras gebissen, aber noch lieber in den Haber.“

Wie Hebels Sprache mit biblischen Wendungen getränkt ist, z. B. „Nur einblasen einen lebendigen Odem in seine Nase, das konnte er nicht.“ „Der rheinländische Hausfreund . . . geht mit manchem braven Mann einen Sabbater Weg oder zwei.“, so finden wir häufig direkte A n s p i e l u n g e n auf die biblische Geschichte. Dem Schneider von Pensa „rannen die Tränen aus den Augen wie der köstliche Balsam in dem Bart Aarons, der herabfließt in sein Kleid“ (Psalm 133, 2). Oder Hebel weist auf biblische Personen hin: Der kranke Weber dachte während der Arbeit an den König Hiskias (Jesaias 38, 12).

Wiewohl Hebel mit seiner Meinung nicht zurückhält, flieht er doch verhältnismäßig selten eigentliche S e n t e n z e n ein wie „Der Friede geht schwanger mit dem Krieg, der Krieg gebiert wieder den Frieden“. „Kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig. Weiter Beutel und großes Herz gibt viel.“

Dagegen ist der Kalendermann ein großer Freund der S p r i c h w ö r t e r. Nicht nur gibt er in seinen „nützlichen Lehren“ treffliche Betrachtungen über einzelne solcher, sondern er wählt solche volkstümliche Aussprüche als Ueberschrift von Erzählungen, z. B. „Untreue schlägt den eigenen Herrn“, „Glimpf geht über Schimpf“,

„Gutes Wort, böse Tat“, sondern er beginnt etwa: „Es ist ein altes Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“, oder er slicht Sprichwörter in die Erzählung ein, z. B. „Ehrlich währt am längsten“ (Der kluge Richter).

Diese Vorliebe für Sprichwörter verrät den Hang zur Lehrhaftigkeit, die wir auch in den alemannischen Gedichten wie übrigens bei den meisten Volksdichtern finden. Sie äußert sich aber doch vorzugsweise in den eigentlichen Belehrungen, z. B. über das Wetterglas, wo es heißt: Merke erstlich, zweitens usw. Allerdings knüpft er drei Lehren auch an die „Drei Wünsche“ an. Wenn er „Mittel gegen Zank und Schläge“ schließt mit „Merke!“, so blickt hinter dem ernsthaften Gesicht der Schalk hervor. Wie Behaghel S. XXVIII bemerkt: „Hebel war nicht so pedantisch, um bloß belehren zu wollen. Die Mehrzahl der Erzählungen hat ihren Zweck in sich selbst, ist nur geschaffen, das Herz des Lesers zu bewegen, zu erfreuen.“

Ein Hauptvorzug seiner Erzählungskunst ist die Anschaulichkeit, von der schon im einzelnen die Rede war. Man vergegenwärtige sich Hans und Liese in den „drei Wünschen“, „während die Grundbirn zum Nachtessen in der Pfanne prasselten.“

Nicht nur gibt Hebel, worauf schon Behaghel S. XXX hinweist, den Ort der Begebenheit an, z. B. mit Erfindung eigener Namen wie Brassenheim, Segringen, sondern auch die Wirtshäuser, in denen sich etwas zugetragen hat.

Dem Zwecke der Anschaulichkeit dienen auch die Gewährsleute, der Adjunkt und dessen Schwiegermutter (so werden der württembergische Gesandtschaftssekretär Kölle und die berühmte Schauspielerin Händel-Schütz genannt), die den Eindruck der Wahrheit und Zuverlässigkeit verstärken, den Schein des Selbsterlebten wecken sollen. Im „falschen Edelstein“ heißt es: „In dem nämlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gvatterleuten“ (nach Behaghel „die Familie H a u f in Straßburg, bei deren Kindern Hebel Pate zu sein pflegte“). So setzt der Kalendermann die ganze Umwelt mit sich und den Lesern in Beziehung und wird zum eigentlichen Hausfreund.

Worin liegt der Reiz von Hebels Kalendergeschichten? Außer in dem gemüthlichen Inhalt hauptsächlich in der ursprünglichen, natürlichen Schreibart, die so wohlthätig absticht vom regelrechten Schuldeutsch und uns wieder einmal so recht zum Bewußtsein bringt, daß die Sprache nichts ein für allemal Feststehendes, sondern etwas Fließendes ist, daß nicht die Sprache aus der Grammatik, sondern die Grammatik aus der Sprache herauswächst. Wenn wir auch der Jugend ein regelrechtes Deutsch beibringen müssen und darum den „Hausfreund“ nicht unmittelbar als Stilmuster hinstellen können, so dürfen wir ihr doch den echten Hebel nicht vorenthalten und keine Verballhornungen dulden, wie viele Lesebücher sie bieten, z. B. Kartoffeln für Grundbirnen. Es schadet der Jugend gar nicht, wenn sie verschiedene Stilarten in ihrer ganzen Eigenart erfaßt, wo die schulmeisterliche Schablone ihre Grenze hat.

Hat Hebel mit Bewußtsein, ja mit Absicht Mundart und Schriftdeutsch vermengt? Jedenfalls hat er einen Unterschied gemacht zwischen volkstümlichen und mehr gelehrten Arbeiten, wie wir sie in seinen „vermischten Aufsätzen“ finden, wo er sich eines regelrechten, mundartfreien Stils bedient. Gleich einem rechten Prediger sieht er immer die Zuhörer vor sich; er spricht anders zum Landmann als zum Städter, anders zum Laien als zum Gelehrten. Wenn er in seinen volkstümlichen Erzählungen und Belehrungen das Mundartliche vielleicht nicht gerade sucht, so läßt er sich doch gehen und erzielt so auch beim gebildeten Leser eine gemüthliche Stimmung. Wir müssen gleichsam unterscheiden den Hebel in Hemdärmeln und den Hebel im schwarzen Gehrock des Prälaten. Der hemdärmelige ist uns lieber; denn er ist ein echter Alemanne, Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein.
